

# BLÄTTER

aus dem

# MAX-SAMUEL-HAUS

Rostock

Nr. 19

Mai 2001

Fregattenkapitän Thomas von Buttlar  
Kommandeur des 2. Schnellbootgeschwaders in Rostock-Hohe Düne

## Rostocker Marine in Haifa

*Von der immer noch kalten Ostsee ins warme Mittelmeer unterwegs sind zur Zeit Offiziere, Kadetten, Berufssoldaten, Zeitsoldaten und Wehrpflichtige aus Rostock - insgesamt 390 Mann Besatzung auf sechs Schnellbooten, dem Tender Donau und dem Tanker Westensee. Militärs machen bekanntlich keine Traumschiff-Vergnügungsfahrt. Herr von Buttlar, worin besteht das Ziel der Reise?*

**Thomas v. Buttlar:** Die Zielsetzung liegt in der Teilnahme an einem multinationalen Manöver im Mittelmeer, in der Ausbildung der Offiziersanwärter, die als Kadetten ein Praktikum in der Flotte absolvieren sowie in der ständigen Verbesserung der Einsatzbereitschaft der Besatzungen. Dabei will die Bundesmarine als „Botschafter in Blau“ Deutschland im Ausland repräsentieren, sowohl die militärische Zusammenarbeit in der NATO stärken als auch die Partnerschaft und Kooperation mit anderen Ländern pflegen.

*Doch dieses Unternehmen ist nicht von der gewöhnlichen Art: Zielort ist die israelische Hafenstadt Haifa.*

*Wie würden Sie die Besonderheit beschreiben?*

**Thomas v. Buttlar:** Ja, das ist schon etwas anderes als eine Fahrt nach Kopenhagen etwa. Zunächst handelt es sich nicht um einen Hafen in einem NATO-Land, nicht einmal in Westeuropa. Deutsche Schnellboote sind noch nie so weit gefahren. Zudem waren es bisher nur einzelne Schiffe, die Israel besuchten, ein großer Verband kommt zum ersten Mal. Wesentlich dabei ist, daß Israel für Deutschland eine ganz besondere Be-

deutung hat. Die Vergangenheit ist in dieser Beziehung gar nicht wegzudenken. Das ist gerade heute ein hochaktuelles Thema. Deshalb war die Notwendigkeit einer besonders sorgfältigen Vorbereitung für uns klar.

*Im Max-Samuel-Haus fanden im Rahmen dieser Vorbereitung neun Seminare für die Besatzungen der Schiffe statt, die sich mit Land und Leuten, Religion und Politik des Landes befaßten sowie in der Foto-Ausstellung „Kennzeichen J“ mit der Verbindung Rostock - Israel durch die ehemals Rostocker Juden, die in Israel leben. Die Idee dazu hatten Sie - wie sind Sie darauf gekommen?*

**Thomas v. Buttlar:** Das war im Grunde ein Zufall: Wir wollten selbst Seminare veranstalten, und bei der Planung erhielt ich gerade eine Einladung des Max-Samuel-Hauses zu einer Veranstaltung. Da kam mir sofort der Gedanke, einen Kontakt herzustellen, um für die Vorbereitung kompetente Partner zu gewinnen. Darüber hinaus war es eine gute Gelegenheit, die guten und freundschaftlichen Kontakte zwischen der Marine und der Bevölkerung Rostocks weiter auszubauen, was ja immer unser Ziel ist. Mit meiner Anfrage lief ich im Max-Samuel-Haus offene Türen ein, und das Echo auf die Seminare ist durchweg positiv. Wir haben damit einen wichtigen Schritt gemacht, was die Aufklärung über Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit betrifft. Wir haben eine gute Saat gesät, das ist an vielen Äußerungen erkennbar.

*In den Seminaren hörten die allermeisten Teilnehmer interessiert zu, sahen aufmerksam die Fotos der Ausstellung an, stellten Fragen, wie man sich in Israel zu verhalten habe, um z.B. keine religiösen Gefühle zu verletzen...*

*Aber sicher gab es auch Ausnahmen?*

**Thomas v. Buttlar:** Was die Ausstellung betrifft: Ich war selbst sehr bewegt, als ich die Fotos sah. Das hätten zum Teil meine Großeltern mit meinen Eltern als Kinder sein können, so ähnlich waren sie in Kleidung, Ambiente und Fotokunst unseren Familienbildern. Wenn ich mir vorstelle, meine Familie wäre ausgelöscht worden ...

Natürlich gibt es immer einige, die nicht so interessiert sind an diesen Problemen, bei einigen wenigen ist eine gewisse Anfälligkeit gegenüber rechten Auffassungen nicht ausschließbar. Ich meine aber, daß gerade die Vermittlung eines historischen Verständnisses dazu dienen kann, Zusammenhänge zu erkennen zum Beispiel zwischen Arbeitslosigkeit und rechten Parolen. In diesem Sinne haben wir ja auch einen Erziehungsauftrag in der Bundeswehr.

*In Israel leben viele Menschen, die selbst dem Tod aus Deutschland entkommen sind, aber ihre Angehörigen im Holocaust verloren haben. Haben Sie Befürchtungen, was die Reaktion auf deutsche Uniformen betrifft?*

**Thomas v. Buttlar:** Ich war gerade zu einem Vorbereitungsbesuch in Israel und war auch in der Gedenkstätte Yad Vaschem. Erschrocken war ich über meine eigene Scheu, an die Schaukästen des Museums heranzutreten, obwohl ich mich bereits intensiv mit dem Holocaust auseinandergesetzt habe. Gar nicht vorbereitet war ich auf den Gedenkraum für die ermordeten Kinder, das war ein ganz tiefer Eindruck, sehr bedrückend.

Es ist nicht auszuschließen, daß wir in Israel auch abweisende Reaktionen antreffen. Es ist uns ganz vereinzelt noch in den 80er Jahren in Norwegen und Dänemark passiert, daß wir in Zusammenhang gebracht wurden mit den deutschen Truppen, die im 2. Weltkrieg diese Länder besetzt hatten. Aber ich habe die Berichte über die früheren Schiffsbesuche gelesen, darin ist überhaupt keine Ablehnung vermerkt, im Gegenteil Neugier und Gastfreundschaft. Auch von der deutschen Botschaft in Israel wurde mir bestätigt, daß keinerlei extreme Reaktionen zu erwarten seien.

*Ein anderes Problem ist die brisante aktuelle Lage in Israel, die bewaffnete Auseinandersetzung zwischen Israelis und Palästinensern. Können dadurch Konflikte beim Flottenbesuch entstehen?*

**Thomas v. Buttlar:** Während meines Aufenthalts in Tel Aviv, Haifa und Jerusalem habe ich nichts gemerkt - aber das war eine trügerische Ruhe. Zur gleichen Zeit gab es heftige Auseinandersetzungen in den betreffenden Teilen des Landes. Aus heutiger Sicht ist Haifa sicher. Aber das kann natürlich nicht 100%ig vorausgesagt werden, bei einer Krisenlage könnte es in letzter Sekunde heißen: Drehen Sie ab! Wir haben entsprechende Verhaltensmaßregeln bekommen, die natürlich anders sind, als wenn wir uns im Hafen eines NATO-Landes befinden. So gibt es normalerweise in den Häfen „open ship“ für alle, jeder kann kommen und die Boote besichtigen. Das wird in Haifa nicht möglich sein, aber unter den nötigen Absicherungen können Gruppen geführt werden.

*Neben den militärischen Aufgaben wird es in Israel bestimmt auch Freizeit geben für die Besatzungen. Wie wird die Woche verlaufen, was versprechen Sie sich von den Begegnungen mit dem Zentrum für interkulturelle Bildung „Dialog“ und Studenten der Universität, die das Max-Samuel-Haus in Haifa vermittelt hat ?*

**Thomas v. Buttlar:** Diese Begegnungen mit jungen Israelis und Arabern sollen dazu dienen, sich kennenzulernen, Vorstellungen und Erfahrungen zu überprüfen und zu erweitern. Wir freuen uns, daß wir dabei auch in Israel vom Max-Samuel-Haus unterstützt werden.

Es wird einige kleinere militärische Übungen geben, diese stehen aber nicht im Vordergrund. Wichtiger ist der Erfahrungsaustausch, das gegenseitige Kennenlernen, die Kadetten werden sich mit israelischen Offiziersanwärtern treffen. Es wird Angebote für die Besatzungen geben zu Busreisen an die touristischen Stätten wie nach Jerusalem, an das Tote Meer, an den See Genezareth, in die Wüste u.a. Zu den Höhepunkten wird ein Cocktail gehören für etwa 100 Gäste, zu dem wir die in Israel lebenden ehemaligen Rostocker einzuladen, und nicht zuletzt eine Kranzniederlegung in Yad Vaschem mit Besuch des Museums.

## **Kennzeichen J - Gesichter einer vernichteten Gemeinde. Fotos aus jüdischen Familien Rostocks.**

Die Fotoausstellung aus eigenen Beständen des Max-Samuel-Hauses - konzipiert und erarbeitet von Frank Schröder unter Mitarbeit von Birgit Eimer, Katharina Oschwald, Wolfgang Weiskirchen, Leonid Bogdan, Holger Kießling - wurde aufgrund des großen Publikumsinteresses verlängert. Die 193 Familienfotos sind eine Auswahl aus mehreren Hundert Bildern: Schenkungen von Überlebenden, Angehörigen, Nachkommen, Bekannten. Die 97 vergrößerten Paßfotos entstammen alten Polizeiakten des Stadtarchivs: Sie entstanden für die erzwungene Beantragung der „Judenkennkarte“.

## **Blick in Gesichter**

Erstaunen oder gar Erschrecken - das sind oft die ersten Reaktionen der Betrachter. Die alten Fotos, oft in jenem damaligen bräunlichen Ton, sind manchmal etwas fahl, mitunter ein bißchen unscharf, meist gestellt. Diese Bilder könnten, wie auch Fregattenkapitän Thomas von Buttlar es empfand, aus den eigenen Familienalben des heutigen Betrachters stammen. Perle Zuckermann, die mit ihrer kleinen Tochter Ruth 1942 zu den ersten Rostocker Deportierten gehörte und in Auschwitz umgebracht wurde - ihr Bild erinnert an meine Großmutter: derselbe Jahrgang, die Statur, die Kleidermode, die Frisur, der Blick. Arnold Bernhard, der letzte Gemeindevorsitzende, der 1938 die nach Polen ausgewiesenen „Ostjuden“ begleitete und 1943 mit seiner Frau und seiner 87jährigen Mutter im KZ umkam - er posiert auf dem Foto aus dem 1. Weltkrieg mit Uniform, Bart und Brille wie mein Großvater, der allerdings kein Freiwilliger war und weniger Auszeichnungen erhielt. Selbst die Aufnahmen von den Märchenaufführungen der jüdischen Kinder zu Chanukka gleichen den entsprechenden Schulfotos unserer Eltern: gespielt wurden auch in der Jüdischen Gemeinde Grimms Märchen.

Auch ein Bild vom Familien- und Freundeskreis in Max Samuels Salon ist dabei - ein Foto des Ortes also, an dem sich der Besucher der Ausstellung gerade befindet: ein merkwürdiges

Gefühl. Eigenartig auch der Blick in die Gesichter der Familie Katz, die ebenfalls am Schillerplatz wohnte: Theo, der vor einigen Jahren in Schweden gestorben ist, hier als kleiner Junge, in einer Zeit, von der er uns erzählte, als er zu Gast im Max-Samuel-Haus war.

Zu jedem Bild gibt es mindestens eine Geschichte. Frank Schröder vermittelte in seinen - erstaunlicherweise immer ohne den kleinsten Merkzettel gehaltenen - Vorträgen zur Eröffnung und zum Abschluß der Ausstellung eine immense Fülle von Fakten und Details über familiäre Verhältnisse, politische Entwicklungen, geschichtliche Zusammenhänge. Wir hören über Hochzeiten und Pleiten, Wahlen und Geschäfte, Abwanderung der Jugend und Mitgliedschaft in Vereinen, wir sehen die Fotos - und wir können uns im Sinne des Wortes ein Bild machen von den Rostocker Juden, die zwischen 1870 und 1914 zunehmend wirtschaftlich etabliert, politisch interessiert und gesellschaftlich akzeptiert waren und die dann mißachtet, ausgegrenzt, verfolgt, vertrieben, ermordet wurden.

Ein Drittel der 358 Juden aus Rostock hat es geschafft zu emigrieren, ein Drittel starb auf mehr oder weniger natürliche Weise, und ein Drittel fiel der Judenvernichtung zum Opfer. 14 überlebten durch die Standhaftigkeit ihrer nichtjüdischen Ehepartner, die sich trotz massiven Druckes nicht scheiden ließen wie bei Familie Levy. Eine Tafel stellt die Familienmitglieder vor. Viele Verwandte kamen um. Zu den Überlebenden gehörte Hertha Samuel, geborene Levy, Jahrgang 1905. Sie lebte in Südafrika und erfreute sich bis ins hohe Alter an niederdeutscher Dichtung. Sie ist gerade in der Zeit der Erarbeitung der Ausstellung gestorben. Auf dem Foto ist sie eine schöne junge Frau mit prächtigen langen Haaren, wirkungsvoll arrangiert.

Ganz anders als die Familienbilder erscheinen hingegen die amtlichen Fotos aus dem Jahre 1938. Nur manchmal findet sich noch ein Fotografier-Lächeln, die wenigsten sehen in die Kamera. Vielleicht schauen sie nur an uns vorbei in die üblicherweise vom Fotografen vorgeschriebene Richtung, doch in manchen, vornehmlich älteren Gesichtern meint man mehr zu sehen: den Blick in eine bedrohliche Zukunft, die 1938 schon begonnen hatte.

„Der ewige Jude“ - zur Vorführung des NS-Propagandafilms mit Einführungsvortrag des Historikers Dr. Wilhelm Kreutz (Mannheim) und anschließender Diskussion hatten Max-Samuel-Haus und Deutsche Gesellschaft für Osteuropakunde eingeladen.

Das Datum: 8. Mai - Tag der Befreiung vom Faschismus, und der Ort: Seminarraum mit Foto-Tafeln der Rostocker Opfer des Antisemitismus, gaben der sehr gut besuchten Veranstaltung einen ganz besonderen Aspekt.

## Hetze ohne Erfolg?

Die antisemitische Filmpropaganda, die im Kriegsjahr 1940 ihren unrühmlichen Höhepunkt erreichte, wird fast ausschließlich mit zwei Machwerken gleichgesetzt: Dem anlässlich der Filmfestspiele von Venedig am 5. September uraufgeführten Streifen Veit Harlans, „Jud Süß“, und dem am 28. November im Berliner Ufa-Palast erstmals gezeigten Pseudodokumentarfilm „Der ewige Jude“. Im Gegensatz zu den ersten Versuchen einer filmischen Diffamierung der Minderheit, die heute nur noch Cineasten und Historikern bekannt sind, ranken sich um den Hetzfilm „Der ewige Jude“ - ebenso wie um „Jud Süß“ - die abenteuerlichsten Legenden, die weniger mit den Filmen selbst als mit der ambivalenten Rezeption des industriellen Massenmords zu tun haben. Um so wichtiger ist es, die Produktionsgeschichte zu rekonstruieren.

Fragen wir zuerst nach den Produzenten, so sind neben Joseph Goebbels, über dessen direkten Einfluß nicht nur auf die Gestaltung dieses Films die Meinungen weit auseinandergehen, drei seiner Mitarbeiter im Reichspropagandaministerium zu nennen: Dr. Fritz Hippler, der Leiter der Filmabteilung, Dr. Eberhard Taubert, der Leiter des Instituts zum Studium der Judenfrage, und Hans Hinkel, der Verantwortliche für Judenfragen. Daß sie alle zu den sog. „alten Kämpfern“ zählten, überrascht in diesem Zusammenhang kaum. Vor allem Hinkel, der am 4. Oktober 1921 in die Partei eingetreten war, zählte zu den ältesten Aktivisten und hatte sich in der Schriftleitung des „Völkischen Beobachters“ und in der Kultusbürokratie bereits unzählige Meriten erworben. Hippler hatte sich als Leiter des Nationalsozialistischen Studentenbundes“ in

Brandenburg und als Mitorganisator der „Bücherverbrennung“ schon früh für höhere Aufgaben empfohlen. Er war mit der künstlerischen Gesamtleitung des „Ewigen Juden“ betraut, der nach dem Manuskript des „Juden- und Kommunismusexperten“, Taubert, in einem langwierigen Produktionsprozeß entstand. Gerade die rund ein Jahr dauernden Dreharbeiten machen es bis heute schwierig zu klären, wer für welche propagandistische Entgleisung ‚verantwortlich‘ zeichnete, zumal das Material immer wieder umgeschnitten, umgetextet, von Hitler und NS-Propagandisten begutachtet und von ausgewählten Zuschauern getestet wurde. Wie kein anderer Film jener Jahre unterlag „Der ewige Jude“ einer peniblen politisch-ideologischen und propagandistischen Erfolgskontrolle.

Daß selbst Hippler ihn - nachträglich - als den „fürchterlichsten Hetz- und Propagandafilm antisemitischer Art“ bezeichnet hat, ändert nichts an der Tatsache, daß sich dieses Machwerk im vermeintlich objektiven Gewand des Dokumentarfilms präsentierte. Und die zeitgenössische Presse wurde nicht müde, den ‚authentischen Charakter‘ der Bilder herauszustreichen: „Hier werden Juden nicht dargestellt, sondern sie zeigen sich selbst, wie sie sind: kein einziges Bild ist hier gestellt, kein Jude etwa zu einer besonderen Handlung oder Stellung gezwungen worden.“ Mit diesen Worten pries der künstlerische Leiter sein Opus in einem Bericht der Wochenzeitung „Der Film“. Dies war eine glatte Lüge! Gewiß, die Mehrzahl der Aufnahmen war in den von den deutschen Besatzern in Lodz, Warschau, Krakau und Lublin errichteten Ghettos entstanden, aber der Kommentar verschwieg nicht nur die Verantwortung der NS-Machhaber für die grauenhaften Verhältnisse in den Ghettos: „Die Kamera der Nazis wurde mit Sorgfalt gerichtet, sowohl wenn sie wirkliche Szenen aufnahm, als auch wenn sie scheußlich gestellte Bilder festhielt. Die in den Straßen umherliegenden Leichen, die ausgehungerten menschlichen Gerippe, die halbnackten, sich selbst überlassenen Kinder, diese Bilder wurden von der Kamera nie erfaßt.“ So kommentierte der Zeitzeuge Bernard Goldstein, und Emmanuel Ringelblum, der Chronist des Warschauer Ghettos, ergänzte, daß die Filmoperateure Juden zusammentrieben, um sie vom jüdischen „Ordnungsdienst“ wieder auseinan-

derjagen zu lassen, daß man „jüdisch aussehende“ alte Männer mit jungen Frauen in eine rituelle Badeanstalt sperrte, um den Eindruck zu erwecken, sie badeten nackt zusammen, oder daß man einen Restaurantbesitzer zwang, alle Tische zu decken, an denen dann wahllos herausgegriffene Juden vor der Kamera essen und trinken mußten.

Der Film wollte dem Publikum, das vor allem emanzipierte und akkulturierte mitteleuropäische Juden kannte, „das Judentum an seiner Niststätte“ - so der diffamierende Kommentar - vor Augen zu führen, diese „Apotheose der Dunkelheit, des Schmutzes, der Verkommenheit und des brütenden Untermenschentums“ (Hippler). In den Mittelpunkt rückte er jedoch nicht deren Ghettoleben, sondern vielmehr deren „Assimilationsfähigkeit“, weil allein sie die Gefährlichkeit der „jüdischen Rasse“ ausmache. Denn gefährlicher als der von weitem erkennbare Ghettojude sei der „assimilierte“ Jude, der die deutsche Kultur unterwandere, aushöhle und zerstöre. Dies setzte Hippler im Rückgriff auf Hitlers „Mein Kampf“ ins Bild, indem er dessen Gleichsetzung der Juden mit einer „Rotte von Ratten“ nachstellen ließ. Wichtiger als diese Ekel erregende Sequenz waren freilich die nachfolgenden Warnungen vor der jüdischen Elite, jenen Dichtern, Malern oder Wissenschaftlern der Weimarer Republik, deren „entartete“ Kunst, Musik oder Physik (Einstein) demselben Ziel wie die ökonomischen und politischen Anstrengungen ihrer Glaubensgenossen dienten: der Erringung der „jüdischen Weltherrschaft“.

Wie exakt die psychologische Wirkung des Films vorweg kalkuliert worden war, verraten die beiden letzten Sequenzen: Die Aufnahmen von „Schächtungen“, die noch einmal die „Grausamkeit“ der „jüdischen Rasse“ herausstreichen sollten, und die Bilder von Hitlers Auftritt vor dem Reichstag vom 30. Januar 1939, bei dem er die „Vernichtung der jüdischen Rasse“ angekündigt hatte. Denn den Mitleid oder Zorn erregenden Aufnahmen von sterbenden Tieren folgte die ‚erlösende‘ Schlußapothese. Erst jetzt, beim Anblick des Führers, marschierender Kolonnen, jubelnder Volksgenossen und blonder Pimpfe darf der Zuschauer aufatmen.

Aber warum hatte der Film trotz all seines propagandistischen Aufwands keinen Erfolg? Lag es, wie viele meinen, an der Übersättigung des Publikums, das gerade in Harlans „Jud Süß“ geströmt war und nicht schon wieder mit derselben Thematik behelligt werden wollte? Manche SD-Berichte sprechen dafür. Zudem besaß der Streifen keinen Unterhaltungswert und keine ‚positive‘ Identifikationsmöglichkeit. Die Flut der Bilder und der Strom des Kommentars ‚erschlugen‘ die Zuschauer. Ob aber gerade der Mißerfolg dieses Films Hitler davon überzeugte, daß die deutsche Öffentlichkeit die „Endlösung“ nicht akzeptieren werde und die Massenvernichtung deshalb unbedingt geheimgehalten werden müsse, bleibt noch weiter zu diskutieren.

Wilhelm Kreutz

e-mail aus Israel

## GEDANKEN ZUM GEDENKEN

Ich dachte, ich wäre darauf vorbereitet. Aber wie oft in diesen Situationen ist man es dann doch nicht. An diesem Donnerstagmorgen, dem 19.04.01, verließ ich bereits sehr früh mein Wohnzimmer, um meinen fünfminütigen Fußweg zum Hebräischunterricht in der Universität Haifa anzutreten. Ein schöner sonniger Tag, doch irgendwie anders. Natürlich hatte ich am Abend zuvor während eines kleinen Stadtbummels schon registriert, dass sich etwas verändert hatte. Ganz gegen die Gewohnheiten hier schlossen die Geschäfte be-

reits sehr früh am Abend. Autos waren mit Israelfahnen geschmückt, und der Busfahrer drehte nicht nur zu den Nachrichten das Radio lauter, sondern die ganze Zeit.

Der Grund für diese Veränderungen ist im Holocaust-Gedenktag zu finden. Im Unterricht dann wurden meine Kommilitonen aus Schweden, Russland, Amerika, Norwegen und England und ich mit einem speziellen Übungsblatt für die Aussprache von Zahlwörtern begrüßt. Wir bekamen eine Liste mit den Zahlen der von den Nazis ermordeten Juden in den ver-

schiedenen Ländern Europas. Unsere Lehrerin ist Israelin. Aber ist das wirklich nötig ?

Um 10 Uhr Ortszeit heulten dann die Sirenen auf. Allerdings taten sie dieses nicht auf die selbe Weise, wie sie einen Kriegsausbruch ankündigen. Einige Israelis erzählten mir aber hinterher, dass sie erst an diese Möglichkeit dachten, bevor ihnen erneut die Geschichte ihrer Vorfahren zu Bewusstsein kam. Man sagt immer so: "ja und dann heulen für zwei Minuten die Sirenen und alle stehen still". Doch seien Sie mal dabei, wie ein ganzes Land für zwei Minuten den Atem anhält.

Ich habe vorher sehr lange über diese Situation nachgedacht, aber es zu erleben – und zwar mit dem Bewusstsein, aus dem "Land der Täter" zu stammen – weckt in mir eines dieser Gefühle, die man nicht beschreiben kann. Ich weiß, ich bin nicht für das vor über 50 Jahren Geschehene verantwortlich, aber mir kommt doch als Mitglied der "jungen Generation" in Deutschland eine spezielle Verantwortung zu. Danach war ganz im Stil der israelischen Sicherheitsmaßnahmen eine Gedenkveranstaltung in der Universität angesetzt. Diese fand unter freiem Himmel statt, aber aus Angst vor einer Störung bzw. vor einem Anschlag war das Gelände von keiner Seite frei zugänglich. Unverzüglich kommt in einem Ausländer wie mir die Frage auf: Wer würde so eine Veranstaltung stören bzw. bedrohen? Doch hier in Israel ist alles anders als in Deutschland. Aber alles lief ohne Störungen ab.

Am Eingang wurden vom Studentenrat der Universität Aufkleber mit dem Judenstern an die Besucher der Veranstaltung verteilt. Stellen Sie sich diese Szene mal vor! Plötzlich steht man zwischen 1.000 – 1.200 Menschen, von denen die meisten einen Aufkleber mit einem schwarzen Judenstern und gelben hebräischen Lettern tragen. Sie wissen genauso viel über diese Zeit und die Ereignisse wie ich, und ich glaube, dass sie sich alle die schrecklichen Geschehnisse genauso wenig vorstellen können wie ich. Aber sie alle erinnern daran.

So trat am Anfang der Veranstaltung eine Tanzgruppe äthiopischstämmiger Juden auf, eine Studentin mit einer sehr ans Herz gehenden Stimme sang, und ein damals zwölfjähriger Überlebender berichtete über seine schrecklichen Erlebnisse während seiner Zeit in den Konzentrationslagern Auschwitz/Birkenau und Treblinka sowie auf einem der

zahlreichen Todesmärsche. Durch das Hören seiner Stimme und seiner Intonation hätte man bei ihm, wie bei vielen anderen auch, nicht auf einen Überlebenden schließen können, der gerade über die schlimmsten Zeiten seines Lebens berichtet.

Doch an diesem Tag war nicht nur die Vergangenheit deutlicher zu spüren als sonst, sondern auch die Gegenwart und die Zukunft. Ich habe nicht nur die Reden der Knessetabgeordneten zum Tag des Gedenkens an die Shoa im Radio im Bus gehört, ich habe auch viele junge israelische Zivilisten und Soldaten im Bus sitzen sehen. Ich habe nicht nur, wie die anderen, zwei Minuten in stiller Andacht verbracht, ich habe auch danach an einer israelischen Universität weiterstudiert, israelische und deutsche Freunde und Studenten aus anderen Ländern und verschiedener Nationalitäten und Religionen getroffen. Und ich habe mich mit Menschen ausgetauscht, über die Vergangenheit, die Probleme der Gegenwart und die möglichen Pläne, Ziele und Wünsche für die Zukunft – wie überall auf der Welt.

Die Sirenen und Gedenkveranstaltungen wiederholten sich dann in der folgenden Woche noch zweimal, da der Tag zum Gedenken an die gefallenen Soldaten und auch der Unabhängigkeitstag auf die selbe Weise begangen werden. Doch waren zwischen den Ausführungen der einzelnen Gedenk- und Erinnerungstage sowie in der Haltung der Israelis kleine aber feine Unterschiede festzustellen.

Am Tag des Gedenkens an die Opfer der Shoa kam es mir so vor, als wenn man nicht nur für zwei Minuten innehält, sondern den gesamten Tag in stiller Andacht verbringt. Als dann die Sirenen am Vorabend bzw. am israelitischen Beginn des neuen Tages aufheulten, um der Gefallenen zu gedenken, nahmen meine Mitbewohnerinnen, die alle in der israelischen Armee gedient hatten, soldatische Haltung an. Im Gegensatz zum darauffolgenden Morgen. Die Sirenen rissen mich aus meinen Träumen und hinterließen bei mir ein schlechtes Gewissen der Mißachtung. In diesem Fall wurde ich von meinen Mitbewohnerinnen beruhigt. Der Unabhängigkeitstag sei ein freudiger Anlaß und kein Grund, einen Tag mit Schuldgefühlen zu verbringen.

Mit der Ausstellung von Zeichnungen Tisa von der Schulenburgs und Szenenausschnitten aus Hochhuths Stück „Effis Nacht“ erinnert das Max-Samuel-Haus an zwei ungewöhnliche Frauen, deren Leben geprägt war vom Ausbrechen aus ihrer Klasse und von der Auseinandersetzung mit prägenden historischen Ereignissen in der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.

## Tisa von der Schulenburg Elisabeth von Ardenne

Elisabeth von Plotho, 1853 geboren, heiratete den Offizier Armand Baron von Ardenne. Ihre Liebesbeziehung zu einem bürgerlichen Amtsrichter endete 1886 mit dem Duell zwischen Ehemann und Liebhaber. Armand von Ardenne ließ sich von Elisabeth scheiden. Als „Effi Briest“ wurde Elisabeth von Ardenne 1896 zur literarischen Figur Theodor Fontanes. Von ihrer Klasse verstoßen, arbeitete Elisabeth von Ardenne über fünfzig Jahre als Krankenschwester und Pflegerin. Rolf Hochhuth läßt in seinem Stück „Effis Nacht“ die neunzigjährige Elisabeth 1943 in einer Bombennacht über ihr Leben, die Rolle des deutschen Adels, den Widerstand gegen das NS-Regime und die Judenverfolgungen monologisieren. Neunundneunzigjährig starb Elisabeth von Ardenne 1952 in Lindau am Bodensee. In der Inszenierung von Daniel Call und mit der herausragenden Darstellung Katrin Stephans erlebte „Effis Nacht“ über zwanzig Vorstellungen in der „Kleinen Komödie“ Warnemünde.

Elisabeth – genannt Tisa – Gräfin von der Schulenburg, 1903 geboren, entstammte einem altmärkischen Uradelsgeschlecht. Ihr Vater, kaiserlicher General und deutschnationaler Reichstagsabgeordneter der Weimarer

Republik, gehörte in der Nazizeit zum Freundeskreis von Heinrich Himmler und starb als SS-Obergruppenführer. Tisa von der Schulenburg wurde Bildhauerin und Grafikerin. Sie heiratete einen Industriellen und Kunstsammler, der als Jude vor der Naziverfolgung nach England emigrierte. In der englischen Emigration arbeitete Tisa von der Schulenburg in einer antifaschistischen Künstlerorganisation mit. Nach ihrer Scheidung kehrte sie nach Deutschland zurück, eine zweite – ebenfalls später geschiedene – Ehe mit dem Gutsbesitzer Carl-Ullrich von Barner führte sie wieder in das heimatliche Mecklenburg. Hier, auf dem Gut Trebbow, entstand 1944 ein Zyklus von über 50 Zeichnungen unter dem Eindruck des Attentats auf Hitler am 20. Juli. Ihr Bruder, Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg, gehörte – wie viele Verwandte und Freunde – zum engsten Kreis der Verschwörer. Er wurde am 10. August 1944 in Plötzensee gehängt. Tisa von der Schulenburg trat 1950 in das Ursulinenkloster Dorsten ein. Am 8. Februar 2001 ist Tisa von der Schulenburg als Schwester Paula in Dorsten fast achtundneunzigjährig gestorben.

Frank Schröder

---

Das Max-Samuel-Haus stellt vom 15. Mai bis 1. Juni 2001 als Leihgabe des Ursulinenklosters Dorsten den „Holocaust-Zyklus“ Tisa von der Schulenburgs aus. Vom 5. Juni bis 13. Juli ist im Max-Samuel-Haus ihr aus 56 Bleistiftzeichnungen bestehender Zyklus zum 20. Juli 1944 zu sehen. Die Ausstellung ist werktags geöffnet (Montag bis Donnerstag von 9.00 bis 16.00 Uhr, Freitag von 9.00 bis 13.00 Uhr).

---

## Ausschreibung

### 11. Internationales Jugend-Kultur-Camp des Max-Samuel-Hauses

## „Jüdisches Leben in Estland – Geschichte, Gegenwart, Perspektiven“

15. bis 26. August 2001 in Estland

Das Max-Samuel-Haus gestaltet in Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde Rostock vom 15. bis 26. August sein 11. Internationales Jugendcamp.

Seit 1996 versucht das Max-Samuel-Haus, Kontakte zu den jüdischen Gemeinschaften im Baltikum herzustellen und auszubauen, um so die Lebenssituation von Juden in den wiederentstandenen baltischen Republiken kennenzulernen und gleichzeitig die bedeutende Geschichte jüdischen Lebens in dieser Kulturregion erfahrbar zu machen. Im Frühjahr 1998 besuchte die 2. Vorsitzende der Tallinner jüdischen Gemeinde, Eugenia Gurin-Loov, Rostock und berichtete im Max-Samuel-Haus über die Geschichte und Gegenwart der Juden in Estland. Im September 2000 führte eine gemeinsame politische Bildungsreise der Evangelischen Akademie Mecklenburg-Vorpommern und des Max-Samuel-Hauses auch nach Tallinn und zu vielfältigen Begegnungen mit der jüdischen Gemeinde.

Die Geschichte der jüdischen Gemeinschaft Estland beginnt im 19. Jahrhundert, erlebt mit der „Kulturautonomie“ der estnischen Republik der Zwischenkriegszeit eine Maßstäbende Blüte und endet zunächst 1942 nach mehrtausendfachem Mord mit der Meldung der deutschen Okkupanten: „Estland ist jüdenfrei“.

Sechzig Jahre später verstehen sich etwa 2 ½ Tausend Menschen in Estland als Juden, die Hälfte gehört der Jüdischen Gemeinde an. Diese säkulare Gemeinde verfügt über viel-

fältige Gliederungen – für Frauen und Veteranen zum Beispiel, aber natürlich auch über die Synagogengemeinde und die jüdische Schule...

Mit dem 11. Internationalen Kulturcamp wollen wir jungen Deutschen diese Geschichte, Gegenwart und Perspektive einer jüdischen Gemeinschaft im Baltikum näher bringen. Die Aufgabe des Camps besteht in der fotografischen Dokumentation des Gesehenen und Erlebten mit dem Ziel einer Fotoausstellung im Max-Samuel-Haus. Wichtiger Partner für dieses Vorhaben wird uns die Jüdische Gemeinde Tallinn sein.

Das Camp wird mit einem zweieinhalbtägigen Vorbereitungsteil im Max-Samuel-Haus in Rostock beginnen. Am 17. August geht es dann mit der GTS „FINNJET“ nach Tallinn. Die Unterbringung in Tallinn erfolgt in einem Hotel. Am 25. August beginnt die Rückfahrt, Ankunft in Rostock ist am 26. August.

Für das Camp stehen insgesamt 10 Teilnehmerplätze zur Verfügung. Bewerben können sich interessierte Jugendliche und junge Erwachsene ab 16 Jahren. Der Teilnehmerbeitrag beträgt 500.- DM.

Bewerbungen sind bis zum **20. Juni 2001** an das Max-Samuel-Haus, Schillerplatz 10, 18055 Rostock schriftlich oder per e-mail (Max-Samuel-Haus@t-online.de) zu richten. Ansprechpartner für weitergehende Informationen ist Herr Wolfgang Weiskirchen.



## BUCHTIP

### Wiedergelesen:

Emil Utitz

### Psychologie des Lebens im Konzentrationslager Theresienstadt.

Wien: Verlag A. Sendl, 1948

Die Biographie Emil Utitz', international geachteter deutscher Gelehrter jüdischer Herkunft, vergegenwärtigt uns Lebenskonflikte von Juden im 20. Jahrhundert: 1883 in Prag geboren, gehörte er zum Kreis um Franz Kafka und Max Brod, habilitierte sich 1910 an der Universität Rostock und lehrte hier als Privatdozent bzw. ab 1921 als 'nichtplanmäßiger außerordentlicher Professor' der Ästhetik, Philosophie und Psychologie. 1925 nahm er in Halle eine Professur an, verlor 1933 aufgrund des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ seine Stellung und floh - nach Prag (!) ins Exil. Schließlich wird er 1942-1945 von den Faschisten in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert. Er überlebt und legt 1948 mit der „*Psychologie des Lebens im Konzentrationslager Theresienstadt*“ einen aus literaturgeschichtlicher Sicht merkwürdig unzeitgemäßen Erfahrungsbericht zur Vernichtung der europäischen Juden vor. Der Erfahrungsbericht steht in einem spannungsreichen Verhältnis zu dem nach 1945 von Th.W. Adorno beeinflussten Diskurs über die Darstellbarkeit von Auschwitz, hier verstanden als Metapher für den Völkermord an den Juden. Der Ästhetiker Emil Utitz nimmt Theresienstadt als „*Farce*“, „*Satyrspiel*“, „*Karikatur*“, „*Provisorium*“ wahr, das nicht an die Stelle des „*Eigentlichen*“, der „*Vollwirklichkeit*“ rücken dürfe, und bewahrt sich und andere dieserweise vor der sittlichen Selbstaufgabe. Utitz hatte sich bereits in seiner Prager Zeit mit Charakterologie befaßt und meinte nun, „*als Psychologe und Philosoph (...) einiges mitteilen zu können, das wissenschaftlich interessant erscheint*“. Seine Darstellung will den Gesundungsprozeß nach der Befreiung befördern. Er konzentriert sich nahezu ausschließlich auf die Erforschung der „*Gründe für die Schizothymisierung*“ (d.h. Charakterwandel, H.E.) der Gefangenen, wählt die Innenperspektive; die Faschisten werden nahezu ausgeblendet, bleiben jedoch als Lebensbedingung der Juden im Hintergrund stets präsent. Utitz umgeht die vereinfachende Täter-Opfer-Unterscheidung.

Seine Darstellung zielt auch nicht auf die Heroisierung der Opfer, sondern auf Entdeckung ihrer

Menschlichkeit. Dieser Ansatz folgt der Erfahrung, daß Theresienstadt „*Bevölkerung keine einheitliche Gemeinschaft (war), nur eine durch die Not zusammengepreßte Gesellschaft, einig bloß im Haß gegen die Bedrücker und in der Hoffnung auf Befreiung*“. Er entwickelt ein äußerst differenziertes Bild vom Sozialverhalten der jüdischen Lagerinsassen, vom Identitätsverlust und der Konstruktion von Selbstbildern in der Vergangenheit, die der Kompensation der erniedrigenden Gegenwart und der Korrektur der Situation des Einzelnen in der Ghetto-Welt dienen. Beeindruckend bindet Utitz den Begriff der Arbeit ausschließlich an jene Tätigkeiten, die „*sachlich nichts mit den deutschen Behörden zu tun hatten*“, sondern Ausdruck der Interessen der Ghettobewohner und der Wahrung ihrer menschlichen Würde sind. Das betrifft vor allem die kulturelle Arbeit mit der von Utitz in Theresienstadt gegründeten Zentralbücherei oder das wissenschaftlich-künstlerische Vortragswesen.

Utitz will keine Erklärungen geben, „*sondern stelle einen Sachverhalt beschreibend fest*“. Sein Interesse ist die Freilegung der Gruppen- und Individualpsyche der gefangenen Juden, die er auch in ihrer Negativität nie denunziert. Die nüchterne, oft lakonische Darstellung, der wissenschaftlich-analytische Stil schaffen dem Autor eine Distanz, die ihn als Beobachter und zugleich Betroffener vor Verletzungen zu bewahren scheint. Der Text vermag nach meiner Lesart den heutigen Leser, dem die 'Holocaust-Industrie' das Unvorstellbare bebildert und möglicherweise erträglich gemacht hat, deshalb zu treffen, weil er einem Paradoxon ausgesetzt wird: Während die von Utitz im Lager entdeckte Typologie menschlichen Verhaltens prinzipiell an die Erfahrungswelt des Lesers heranzureichen scheint, muß ihm der Raum des Lagers in seiner Realität unreal bleiben. Ich sehe diese „*Psychologie*“ auch in einem spannungsreichen Verhältnis zu sehr viel späteren Arbeiten wie Jurek Beckers „*Jakob der Lügner*“ oder Edgar Hilsenraths „*Nacht*“, wenn Angst, Lüge, Gerücht, Kriminalität, Mut, Erotik, Liebe und Hoffnung auf Überleben erzählt werden.

Dr. Hella Ehlers

## Neuerwerbungen für die Bibliothek

Borsdorf, Ulrich; „Orte der Erinnerung“; Frankfurt/ Main 1999

Dick, Jutta (Hrsg.); „Jüdische Frauen im 19. und 20. Jahrhundert“, Lexikon zu Leben und Werk; Reinbek bei Hamburg 1993

Endlich, Stefanie; „Gedenken und lernen an historischen Orten“; Berlin 1995

Feinberg, Anat; „Rose unter Dornen“; Gerlingen 1993

Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.); „Beiträge zur Geschichte der Industrialisierung in Mecklenburg-Vorpommern Nr. 10“; Schwerin 2000

Friedrich-Ebert-Stiftung (Hrsg.); „Mit Visionen ins nächste Jahrtausend?“, Agrarpolitischer Gesprächskreis; Schwerin 2000

Keret, Etgar; „Gaza Blues“; München 1996

Kultusministerium M-V (Hrsg.); „Kulturlandschaft M-V“, Ein Wegweiser zu Stätten der Kunst und Kultur; Schwerin

Kunsthalle Rostock & Schifffahrtmuseum (Hrsg.); „Aqua Triumphais“; Herford 1991

Sirkis, Ruth; „Die Festtagsspeisen zu Pessach“; Herzlija

Freud, Sigmund; „Psychoanalyse“, Ausgewählte Schriften; Leipzig 1990 (Spende)

Stadt Oerlinghausen (Hrsg.); „Die Geschichte der Oerlinghauser Synagoge von 1803 bis 1995“; Oerlinghausen 1995 (Spende)

Dolezalova, J.; „Jüdische Küche“; Hanau 1996 (Spende von Frau Engler)

Klemperer, Victor; „Ich will Zugnis ablegen bis zum letzten“, Tagebücher 1933-1945, 8 Bände; Berlin 1999 (Spende der Fotogruppe)

Friedmann, Lux (Übers.); „Israel von A – Z“; Neuhausen – Stuttgart 1993

Hakibbutz Hadati (Hrsg.); „Hakibbutz Hadati“, The religious kibbutz movement; o.J.

Israelisches Informationszentrum Jerusalem (Hrsg.); „Israel“, Das politische System; Jerusalem 1988

Löffler, Kurt; „Und lehrt sie: Gedächtnis!“; Berlin 1988

Richter, Hans Peter; „Damals war es Friedrich“; München 1986

Roth, Joseph; „Radetzkymarsch“; Berlin 1984

Roth, Joseph; „Die Rebellion“, Frühe Romane; Berlin und Weimar 1984

(sämtl. Spenden von Frau Fritzsche)